

REFORMIERTE KIRCHE AARAU

Gottesdienst am 26. Juli 2026

Predigt (Johannes 9, 1-39, Auszüge)

Das war mal wieder eine lange Geschichte. Und eigentlich wäre sie noch viel länger gewesen, etwa doppelt so lang. Ich habe mir erlaubt, Wiederholungen zu kürzen, den ganzen Text könne Sie in Johannes 9 nachlesen.

Was auffällt: Die eigentliche Geschichte ist gar nicht so lang. Ein Mensch ist blind geboren und wird geheilt. Dafür reichen drei Verse. Alles andere sind Mutmassungen und Streitgespräche.

Dabei geht es vor allem um zwei Fragen: Wie kommt es, dass dieser Mensch blind geboren ist? Und wie soll man darauf reagieren, dass er jetzt nicht mehr blind ist?

Denn dieses eigentlich doch sehr erfreuliche Ereignis artet in einen Konflikt aus. Mit den Pharisäern. Mal wieder. Schon die zwei Kapitel vorher handelten vor allem von den Streitereien von Jesus mit dieser Gruppe, die das Gesetz besonders ernst nahm. Es wurde mit harten Bandagen gekämpft, einmal sagt Jesus sogar zu den Pharisäern: «Ihr seid die Kinder des Teufels» (im Johannesevangelium provoziert Jesus besonders gern). Der letzte Vers vor unserem Abschnitt lautet: «Da hoben sie (die Pharisäer) Steine auf, um sie nach ihm zu werfen. Jesus aber verbarg sich und verliess den Tempel.»

Danach fängt unser Text an: «Im Vorübergehen sah er einen Menschen, der blind geboren war.»

Dieser Mensch ist nicht nur blind. Er ist blind geboren. Das heisst für die damalige Zeit: Er hatte nie die Gelegenheit, irgendeinen Platz in der Gesellschaft zu finden. Er musste vom Betteln leben.

Die Jünger fragen: «Wer hat gesündigt, er oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?» Sie interessieren sich nicht etwa für das Schicksal dieses Menschen. Die Frage ist rein theoretisch. Oder besser: theologisch. Der Blinde dient als Beispiel, um einmal mehr die uralte und nie befriedigend beantwortete Frage zu erörtern: warum müssen Menschen leiden?

Wobei die Jünger glauben, die Antwort schon zu kennen: Leiden ist eine Folge der Sünde. Wer nicht sündigt, der muss auch nicht leiden.

Diese Annahme ist so hartnäckig, dass sie bis heute überlebt hat. Wie oft habe ich als Seelsorgerin von meinen Patientinnen und Patienten gehört: Warum muss das mir passieren? Was habe ich falsch gemacht? Der Gedanke, dass das

Leiden **keinen** Grund haben muss, ist anscheinend schwerer auszuhalten als die Idee, dass **ich selbst** der Grund für mein Leiden bin.

Auch wenn es andere trifft, ist der Gedanke nie weit, dass sie irgendwie selber schuld sind. Vielleicht, weil sie nicht gesund genug gelebt haben oder innere Konflikte nicht gelöst. Denn wenn das Leiden einfach so, ohne Grund käme, dann könnte es mich ja auch treffen.

Also: Die Jünger sind überzeugt, irgendjemand ist schuld. Aber einer, der schon blind auf die Welt kam, kann ja wohl nicht selber schuld sein, oder? Also vielleicht die Eltern?

Jesu Antwort ist in ihrer Klarheit eine unglaubliche Befreiung. «Niemand ist schuld», sagt er. Leiden hat nicht immer einen Grund. Und darauf kommt es auch gar nicht an. «Warum?» ist die falsche Frage. Es kommt darauf an, woher das Leiden kommt. Es geht darum, was wir daraus machen. Es geht nicht um Vergangenheit, es geht um Zukunft: «die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden».

Danach sagt Jesus: «**4Wir** müssen die Werke dessen wirken, der **mich** gesandt hat, solange es Tag ist. **5Solange ich** in der Welt bin, bin **ich** das Licht der Welt.» Das klingt erst einmal unlogisch – **wir** müssen die Werke tun, aber **ich** bin das Licht der Welt. Im Lauf der Geschichte wurde tatsächlich versucht, da zu korrigieren. Ich glaube aber, es hat einen Grund, dass da ein «wir steht. Wir werden darauf zurückkommen.

Jesus spuckt dann auf die Erde und trägt den Brei aus Speichel und Erde auf die Augen des Blinden auf. Ich habe das immer ein bisschen eklig gefunden. Auf alle Fälle ist es in unserer Kultur höchst ungebräuchlich. In der Antike war das anders, da ging man davon aus, dass durch den Speichel etwas von der Kraft mächtiger Personen durch den Speichel übertragen werden kann, als eine besonders intensive Art der Berührung sozusagen.

Aber damit ist es nicht getan. Die Blindheit verschwindet nicht sofort. Der Blinde muss vorher noch zum Teich Schiloach gehen und sich waschen. Er muss auch selber etwas tun. Der Teich ist vom Tempel etwa so weit weg wie das Bullingerhaus von der Stadtkirche. Also nicht sehr weit, aber auch nicht nebenan, vor allem, wenn man blind ist.

Auf die Heilung folgt beim Publikum erst einmal Verwirrung, das habe ich weggelassen. Dann ist der Konflikt, von dem wir es am Anfang hatten, wieder da. Jesus hat seine Heilung nämlich mal wieder ausgerechnet am Sabbat vollbracht. Das darf man nicht, finden die Pharisäer, zumindest die Mehrheit. Jesus hat etwas bewirkt, das als göttliches Zeichen gesehen werden könnte. Aber er hat es an einem Tag gemacht, an dem Gott das eigentlich verboten hat. Was ist wichtiger?

Die Wortführer der Pharisäer rufen den ehemals Blinden und verhören ihn. Nicht weil sie wissen wollen, was er denkt, sondern weil sie glauben, sie wüssten schon Bescheid und nur noch Bestätigung wollen: Dieser Mensch, Jesus, ist ein Sünder.

Mit der Antwort des Blinden befinden wir uns endlich wieder auf dem Boden der Fakten. «Ich weiss nicht, ob er ein Sünder ist, ich weiss nur, dass ich jetzt sehen kann», sagt er. Aber bei den Gegnern zählen Fakten nichts, solange sie nicht die eigene Meinung bestätigen. Jetzt ist der ehemals Blinde auf einmal «in Sünde geboren» und hat nichts zu sagen.

Der nun Sehende wird aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, bekennt sich zu Jesus als dem Menschensohn, und Jesus sagt: «Ich bin in die Welt gekommen, dass die, die nicht sehen, sehend und die Sehenden blind werden.» Das ist wieder eine für den Jesus des Johannesevangeliums typische Provokation. Natürlich sollen nicht die Sehenden blind werden. Sondern die, die sich einbilden zu sehen. Die die denken, sie wüssten schon alles. Zum Beispiel dass jemand wie Jesus unmöglich der verheissene Messias sein kann.

«Blind» und «sehend» betreffen hier nicht nur das physische Sehvermögen. Sie sind auch metaphorisch gemeint. «Sehen können» dient hier als Bild für die Bereitschaft, die Wahrheit, die Realität anzuerkennen, ohne Vorurteile, ohne Scheuklappen, wie man auch sagt (wieder eine Metapher). Ohne «Verblendung».

So, jetzt sind wir unseren Text fast Vers für Vers durchgegangen. Und was nehmen wir jetzt aus dieser komplizierten Geschichte voller Spannungen, Intrigen, Konflikte mit?

Ich möchte eine Zusammenfassung versuchen anhand der Personen, die in diesem Drama auftreten. Die uns Vorbilder sein können – oder eben nicht.

Sicher kein Vorbild sind zum Beispiel die Pharisäer. Sie sind unsympathisch, klar, das sind Pharisäer in den Evangelien immer. Aber es ist ja nicht so, dass nicht auch bei uns ab und zu so ein Verhalten zu beobachten wäre. Wenn wir nur noch das hören wollen, was in unser Weltbild passt. Wenn wir lieber Tatsachen leugnen, als dieses Weltbild in Frage zu stellen und allenfalls anzupassen.

Das ist gerade heutzutage, scheint mir, ein wachsendes Problem. Blasendenken, Lagerdenken, der Dialog wird so unmöglich. Also, wenn jemand anderer Meinung ist als ich, lieber neugierig sein und fragen, wie er oder sie darauf kommt und schauen, wo er oder sie vielleicht recht haben könnte.

Sicher kein Vorbild sind auch die Jünger am Anfang mit ihrer Frage «wer hat gesündigt?». Nein, Leiden hat nicht immer einen Grund, und schon gar nicht ist es immer mit Schuld verbunden. Das ist manchmal schwer auszuhalten, aber Schuldzuweisungen machen es noch schwerer.

Ein Vorbild dagegen kann uns der Blinde sein, der sehend wird. Auch wir können uns berühren lassen von einer göttlichen Gegenwart, die wir nur ahnen können.

Wir können das Unsere tun, um diese Ahnung zu vertiefen. Auf das Wort vertrauen, zum Teich laufen, den Schlamm abwaschen und sehend werden. Das wird uns nie ganz gelingen, und es gelingt nicht immer gleich gut. Aber ich glaube, der Aufwand lohnt sich.

Das grösste Vorbild ist natürlich Jesus. Der gesagt hat «**wir** müssen die Werke dessen wirken (da ist das «wir» wieder), der mich gesandt hat. Solange **ich** in der Welt bin, bin **ich** das Licht der Welt. Zu ergänzen: «Danach seid ihr dran». Und an anderer Stelle, ganz explizit: «Ihr seid das Licht der Welt.» (Mt 5, 14)

Wir sind das Licht der Welt. Sie und ich. Das ist jetzt etwas heftig, aber das ist unser Auftrag. Und wenn wir **dazu** berufen sind, dann wird Gott uns auch irgendwie die Kraft geben, danach zu handeln. Mit Mitgefühl statt mit Schuldzuweisungen. Mit Neugier und Offenheit statt mit vorgefassten Meinungen und in Stein gemeisselten Weltbildern. Und die Werke Gottes werden durch uns offenbar werden. Amen.